

1/2017

SCHNELLER

MAGAZIN ÜBER CHRISTLICHES LEBEN IM NAHEN OSTEN



WER BIN ICH UND ZU WEM GEHÖRE ICH?
CHRISTLICHE IDENTITÄTEN IM NAHEN OSTEN



**EVS Evangelischer Verein
für die Schneller Schulen**

Besinnung: Gott ist ein Gott der Zukunft	2
---	---

CHRISTLICHE IDENTITÄTEN IM NAHEN OSTEN

Weihrauch, Choräle und Ikonen	4
Wenn evangelische Männer orthodoxe Frauen heiraten	
Talente zur Geltung bringen	6
Über das Geheimnis der Schneller-Arbeit	
Kein westliches Implantat	8
Der Protestantismus im Libanon hat seine eigene nahöstliche Note	
Zu wem gehörst du?	10
Christlich-palästinensische Loyalitäten im israelischen Kontext	
Die Hüter der Sprache Jesu in seiner Heimat	12
Über syrisch-orthodoxe Christen in Bethlehem	
„Das Vaterunser können alle auf Arabisch“	14
Über koptische Christen in der westlichen Diaspora	
Immer ein dynamischer, offener Prozess	16
Rezension zu "Shifting Identities" herausgegeben von Mitri Raheb	

NACHRICHTEN AUS DER SCHNELLER-ARBEIT

Anerkennung für unermüdlichen Einsatz	18
Erzieherinnen und Erzieher fliegen nach Zypern	
Ein Fußballplatz mit Friedenspotenzial	20
Großspende lässt langgehegten Traum in Erfüllung gehen	
„Die Chemie stimmt“	22
Kirchlicher Finanzreferent hilft bei der Neuordnung der TSS mit	
Wohlige Wärme für weniger Geld	23
Neue Heizungsanlage in der Schneller-Schule spart Kosten und Energie	
Mit Mut und Demut dem anderen begegnen	24
George Tamer über Herausforderungen im interreligiösen Dialog	
Was aus Iman wurde	26
Eine hoffnungsvolle Geschichte aus der Schneller-Schule	

CHRISTEN UND DER NAHE OSTEN

Ökumene auf schwierigem Terrain	28
Krisen belasten Beziehungen zwischen Ost und West	
Medien	30
Leserbriefe/Impressum	32

Liebe Leserin, lieber Leser,

nirgendwo auf der Welt gibt es so viele verschiedene Kirchen mit eigenen Theologien, Liturgien und Traditionen wie im Nahen Osten. Diese Vielfalt ist für Außenstehende oft verwirrend. Und gern gehen wir hierzulande beim Stichwort „Christen im Nahen Osten“ von einer homogenen Gruppe aus. Mit der vorliegenden Ausgabe des Schneller-Magazins wollen wir dieses Bild aufbrechen und einige der zahlreichen Facetten christlicher Identität im Nahen Osten aufzeigen. Rima Nasrallah berichtet von gemischt-konfessionellen Ehen. Uta Zeuge-Buberl zeichnet die derzeitige Auseinandersetzung libanesischer Protestanten mit ihrem evangelischen Erbe nach. Bischof Gabriel aus Wien beschreibt die Kopten in der österreichischen Diaspora als wunderbare Mischung beider Kulturen. Mark Calder gibt Einblicke in die Eigenwahrnehmung syrisch-orthodoxer Christen, die sich nach dem Genozid von 1915 in Bethlehem angesiedelt haben. Pieter Dronkers schreibt über die schwere Frage, die palästinensische Christen in Israel für sich beantworten müssen: Gehören sie zu Israel oder zu Palästina? Und natürlich darf in einem Heft wie dem Schneller-Magazin ein Artikel über die Schneller-Identität nicht fehlen. George Haddad gibt darauf eine Antwort.



Die Ökumene lebt davon, dass wir um die Besonderheiten und Unterschiede unserer Partner und Freunde wissen. Das gilt auch für den Dialog mit dem Islam. „Der Islam hat ebenso viele Gesichter wie Anhänger in Deutschland“, hielt Professor George Tamer in seinem Vortrag bei der Mitgliederversammlung des EVS im November fest. Wer mit Musliminnen und Muslimen ins Gespräch kommen will, sollte wissen, mit wem er redet. Er sollte aber auch die eigenen Wurzeln und Prägungen kennen. Deswegen schließen die Schneller-Schulen das Thema Religion nicht aus dem Alltag aus.

Für Ihr Interesse an der Schneller-Arbeit und Ihre Verbundenheit danke ich Ihnen im Namen des ganzen Teams und wünsche eine anregende Lektüre.

Ihre

Katja Dorothea Buck

GOTT IST EIN GOTT DER ZUKUNFT

Gottes Identität ist eindeutig: „Ich bin, der ich bin“. Die vier Buchstaben JHWH in Exodus 3,14, das sogenannte Tetragrammaton, mögen vielleicht kryptisch erscheinen. In der Art, wie Gott sich im brennenden Dornbusch aber zu erkennen gibt, zeigt er deutlich, dass er zweifellos Gott ist. Der Busch brennt, er verbrennt aber nicht. Gottes Identität ist unendlich, sie kann nicht enden. Die menschliche Existenz dagegen ist von Unsicherheit geprägt, die sich in einer lebenslangen Identitätssuche widerspiegelt. „Wer bin ich?“ fragte der deutsche Theologe Dietrich Bonhoeffer kurz vor seiner Hinrichtung im Jahre 1945. Hängt unsere Identität, unser Wert, von dem ab, was andere von uns denken? Oder sind wir eher so, wie wir uns selbst wahrnehmen? Hat Bonhoeffer alle vorherigen Identitäten verloren, als er die einfache Kleidung eines Gefangenen anzog? Oder blieb er mehr, als es sein äußeres Erscheinungsbild vermuten ließ?

In meinem eigenen Leben habe ich schon oft erlebt, dass jemand meine Identität zu erschließen versucht, indem er meinen Nachnamen „Edwards-Raudonat“ interpretiert, der halb schottisch und halb ostpreußisch ist. Der Versuch ist zwecklos, weil ich nichts von beidem bin. Von meinem Vater habe ich den Namen „Edwards“. Seine Vorfahren kamen aus Schottland. Sie sind vor etwa 300 Jahren in die USA ausgewandert. „Raudonat“ wiederum stammt von meinem Schwiegervater, der zwar in Elbing in Ostpreußen geboren wurde, die meiste Zeit seines Lebens aber in einem Dorf in der Nähe der schwäbischen Stadt Ulm lebte. Ich selbst stelle mich gern als

„schwäbischen Amerikaner“ vor. Das bezieht sich darauf, dass ich in den Vereinigten Staaten aufgewachsen bin, eine schwäbische Frau geheiratet habe und seit mehr als dreißig Jahren lutherischer Pfarrer im schwäbischen Württemberg bin. Natürlich ist diese Selbstbezeichnung übertrieben. Bis heute kann ich kein Schwäbisch. Zudem ist sie unvollständig, weil dabei nicht deutlich wird, dass ich sieben Jahre lang im westafrikanischen Ghana gelebt und gearbeitet habe.

Die Identität zu leugnen ist Selbstbetrug

Im Dezember 2016 beging ein 24-jähriger Mann namens Anis Amri auf einem Weihnachtsmarkt in Berlin einen grausamen Terrorakt, bei dem er zwölf Menschen tötete und 53 verletzte, 14 davon schwer. Kurz darauf wurde bekannt, dass Amri in den vergangenen Jahren insgesamt 14 verschiedene Identitäten verwendet hatte. Mit anderen Worten, er hatte 14 Mal versucht, seine eigentliche Identität zu verleugnen. Es hat aber nicht funktioniert. Wir können unsere Wurzeln nicht einfach ausreißen. Staatsbürgerschaft, äußere Erscheinung, Muttersprache – solche Faktoren bestimmen unsere Identität, ob wir es wollen oder nicht. Das zu leugnen hieße, sich selbst zu verleugnen. Amris tragisches Leben ist ein gutes Beispiel für die Sinnlosigkeit der Selbstverleugnung.

Doch selbst wenn wir uns so akzeptieren, wie wir sind, wissen wir immer noch nicht unbedingt, wer wir sind. Bonhoeffer löste diese Spannung, indem er die Frage nach der eigenen Identität fest in Gottes Hände legte: „Wer auch immer ich bin, du, Gott, weißt es und ich bin dein.“ Gott,



April 1988: Pfarrer Riley Edwards-Raudonat wird von Pfarrer Joseph Obodai, dem damaligen Dekan des Kirchenbezirks Nord der Presbyterianischen Kirche von Ghana, eingesegnet.

flüchtiger Moment der Gnade ist, eines Tages allumfassend sein wird. Es bedeutete, dass Frieden heute gesät werden muss, egal, ob wir die Ernte noch erleben werden. Es bedeutete, dass wir im Hier und Jetzt die Zukunft schon flüchtig erkennen können. Mein Vater sagte es gerne folgendermaßen: „Wenn wir nicht in Richtung Hoffnung leben, leben wir nicht wirklich.“ In diesem Sinne ist Identität so unverrückbar wie Gottes eigenes „Ich werde sein, der ich sein werde.“ Für mich den schwäbischen Amerikaner mit einem afrikanischen Anteil in mir bedeutet es, dass wir in Gott die Begrenzungen unserer eigenen physischen Identität hinter uns lassen, um etwas Größeres zu werden: ein Teil von Gottes eigener Identität.

Pfarrer Riley Edwards-Raudonat ist Verbindungsreferent für Afrika in der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS).

der mich erschaffen hat, wird sich niemals von mir wenden. Meine Identität, so wie ich sie wahrnehme und nicht wie andere sie wahrnehmen, ist wirklich meine Identität. Mein Vater George Edwards, ein US-Amerikaner, ein Dozent für Neues Testament und ein lebenslanger Pazifist, der meine eigene Identität sehr geprägt hat, ging gerne noch einen Schritt weiter, indem er die vier Buchstaben JHWH mit dem Philosophen Ernst Bloch und anderen als Zukunftsformel übersetzte: „Ich werde der sein, der ich sein werde“. Gott ist ein Gott der Zukunft. Das ist der Kern von Blochs „Prinzip Hoffnung“.

Für meinen Vater bedeutete dies, dass das biblische Schalom, das heute nur ein

WEIHRAUCH, CHORÄLE UND IKONEN

Wenn evangelische Männer orthodoxe Frauen heiraten

Wer in eine andere Kirche hinein heiratet, muss sich mit einer neuen Art, den Glauben zu leben, auseinandersetzen. In den evangelischen Kirchen im Libanon gibt es viele Frauen, die ursprünglich aus maronitischen oder orthodoxen Familien kommen. Sie haben ihre ganze eigene Art entwickelt, ihren Glauben zu leben.

Die Kirchenglocken läuten, der Gottesdienst ist gerade zu Ende gegangen und die Menschen strömen aus der schönen evangelischen Kirche in Beirut. Mona geht durch den Garten zur Sonntagsschule und will ihren Enkel abholen. Sie öffnet ihre Handtasche, zieht eine Serviette heraus und wickelt ein Stück Brot aus, das sie dem Jungen in den Mund stecken will. „Oh, wurde heute Abendmahl gefeiert?“ frage ich sie, weil ich selbst in der Sonntagsschule geblieben war. „Nein“, sagt Mona zögernd. „Ach, das hier“, sagt sie und deutet auf das Brot in ihrer Hand: „Das ... das ist ... das ist nicht von hier.“

Wie viele Frauen in den evangelischen Kirchen im Libanon fühlt Mona sich mehreren liturgischen Traditionen zugehörig. Bis zu 90 Prozent der Ehen in dieser relativ jungen Kirche sind zwischen einem evangelischen Mann und einer nicht-protestantischen Frau geschlossen. Traditionsgemäß gehen die Frauen in die Kirche ihres Mannes, wo sie dann als evangelische Christinnen gelten. Die evangelische Kirche konfrontiert sie jedoch mit einer geistigen Wirklichkeit, die sich von dem, was sie gewohnt sind, stark unterscheidet.

Östliche Kirchen mit byzantinischen und syrischen Wurzeln haben trotz theologischer und liturgischer Unterschiede gewisse antiochenische Ausdrucksformen gemeinsam. Die Art, den Glauben zu leben, ist ausdrucksvoller und weit von den didaktischen und verbalen Praktiken des Protestantismus entfernt. Eigentlich müssten sich die betroffenen Frauen für die eine oder andere Konfession entscheiden. Doch das tun sie nicht.

Individuelle liturgische Kalender

Beim Wechsel von der Mutterkirche in eine andere Kirche geben sie das Alte nicht völlig auf, auch kehren sie sich nicht gänzlich dem Neuen zu. Beide (oder mehr) Traditionen bleiben im Leben der Frauen präsent. Viele Frauen wie Mona wechseln ständig zwischen den verschiedenen Kirchen und vermischen die ihnen zur Verfügung stehenden Traditionen. Jede Frau entwickelt ihren individuellen liturgischen Kalender. Sie wählt bestimmte Feste, Fastenzeiten und Tage aus, die sie aus den jeweiligen Traditionen bewahren will. Eine Frau zum Beispiel hält die Fastenzeit mit den Protestanten ein, feiert aber Ostern mit den Orthodoxen; auf Marienfeste verzichtet sie ganz, doch den Tag des Heiligen Elias feiert sie. Eine andere benutzt regelmäßig Weihrauch in ihrem Haus; aber wenn sie mit dem Kesselchen durch die Wohnung geht, summt sie das evangelische Kirchenlied „Bless the Lord, oh My Soul“. Aus der liturgischen Musik, der Ikonographie, liturgischen Speisen und der Heiligenkunde basteln sie sich ihr eigenes liturgisches Leben. Konzepte und Praktiken werden



Foto: Rima Nasrallah van Saane

Brot vom orthodoxen Abendmahl für den evangelischen Enkel.

kontinuierlich überarbeitet und neu gestaltet. Das Ergebnis ist ein komplexes, instabiles Produkt.

Bewährte Konzepte werden hinterfragt

Im Lichte der „anderen“ überdenken sie theologische Konzepte und Praktiken und interpretieren sie neu. Ständig werden die Messe, die Eucharistie, die Idee vom Heil allein durch Glauben, die Fürbitte der Heiligen, das Priestertum aller Gläubigen, das Werk des Heiligen Geistes, die Funktion der Ikonen und natürlich Verortung und Rolle der Jungfrau Maria neu bewertet. Die Frauen treffen selbstständig theologische Entscheidungen und hinterfragen bewährte Konzepte und Praktiken.

Der liturgischen Elite fallen sie nicht auf, was ihnen die Freiheit gibt, zwischen den offiziellen Grenzen hindurch zu schlüpfen. Sie fügen nicht einfach zwei Identitäten zusammen, sondern vermischen neue und sich immer erneuernde Identitäten mit vielen Strängen. Selbst würden die Frauen sich nicht einfach als orthodox oder protestantisch oder als Verbindung von beidem sehen. Sie haben ihre eigene persönliche gemischt-christliche Identität. Einerseits fühlen sie sich in vielen liturgischen Milieus wohl. Andererseits können sie sich mit ihnen aber auch kritisch auseinandersetzen.

Liturgische Experten im Umfeld der Frauen verwirren diese fließenden liturgischen Lebensformen oder sie nehmen sie nicht ernst. Doch Außenstehende können diese Konstrukte weder beurteilen noch klassifizieren. Sie fordern die Idee einer liturgischen Reinheit und klaren Abgrenzung heraus und sind eine lebendige Kritik an den oft verknöcherten Praktiken bestehender Traditionen.

Rima Nasrallah-van Saane ist Theologin in Beirut. Ihre Promotion zu dem Thema ist 2015 erschienen unter dem Titel „Moving and Mixing“ – The Fluid Liturgical Lives of Antiochian Orthodox and Maronite Women Within the Protestant Churches in Lebanon“ (ISBN/EAN 978-94-6108-913-7)

TALENTE ZUR GELTUNG BRINGEN

Über das Geheimnis der Schneller-Arbeit



Foto: EMS/Buck

In der Abendandacht hören die Kinder und Jugendlichen manchmal auch Mutmacher-Geschichten.

Gibt es eine eigene Schneller-Identität? Und wenn ja, ist diese dann eher Deutsch oder eher Arabisch oder ganz etwas anderes? Für George Haddad, den Direktor der Johann-Ludwig-Schneller-Schule im Libanon steht eines fest: Es geht darum, die besten Anlagen in einem Kind zur Geltung zu bringen.

Donnerstagabend in der Johann-Ludwig-Schneller-Schule. Die Schularbeiten sind erledigt, die Zimmer aufgeräumt und die Sachen für die Heimfahrt am nächsten Tag gepackt. Pünktlich um sieben Uhr läuten die Glocken der Kirche auf dem Campus, die Kinder und Jugendlichen gehen mit ihren Erzieherinnen und Erziehern zur Abend-

andacht. Nach einem ersten Choral erzählt Pfarrer George Haddad von einer Reise nach Salzburg und von seinem Besuch im Mozarthaus. Er sei geschockt gewesen, in welch einfachen Verhältnissen einer der größten Musiker aller Zeiten aufgewachsen sei. Bei der großartigen Musik, die Mozart der Menschheit hinterlassen habe, hätte man doch annehmen können, dass er in einem Schloss geboren wurde. Mozarts Geburtshaus sei aber klein und schief und fast ein bisschen schäbig gewesen.

Vermutlich fragen sich an diesem Punkt nicht wenige in der Kirche, warum der Direktor in der Abendandacht heute ausgerechnet von Mozart erzählt. Die Antwort liefert Haddad schnell nach. „In allen kann ein Genie stecken, egal aus welchen Ver-

hältnissen er oder sie kommt.“ Er will den Kindern und Jugendlichen in den Kirchenbänken vor ihm Mut machen. Wer im Internat der Schneller-Schule lebt, braucht diesen Mut. Alle kommen aus sehr einfachen, oft auch sehr schwierigen Verhältnissen. Auf den Gedanken, dass in ihnen auch ein Genie stecken könnte, wird sie vermutlich noch niemand gebracht haben.

Im Gespräch am nächsten Tag erklärt George Haddad ausführlicher, was die Schneller-Arbeit ausmacht. „In der Geschichte des Syrischen Waisenhauses und der Schneller-Schulen haben wir schon oft erlebt, dass jemand, der eigentlich dazu bestimmt war, hinter Ziegen und Schafen herzulaufen, Bischof, Arzt oder Ingenieur wurde. Um dies zu schaffen, muss derjenige aber hart arbeiten, tolerant und freundlich sein.“ Der Schneller-Ansatz verfüge mit einer disziplinierten Erziehung, mit Toleranz- und Friedenspädagogik über die Instrumente, die es dafür brauche. „Es geht darum, das Beste aus einem Kind herauszuholen. Wir wollen nicht seine Persönlichkeit verändern. Aber wir wollen, dass es um seine Talente weiß und diese zur Geltung bringen kann.“

Aus der Beschäftigung mit der Schneller-Geschichte weiß Haddad, dass Johann Ludwig Schneller bei der Gründung des Syrischen Waisenhauses 1860 nichts Neues erfand, sondern das übernahm, was er als junger Lehrer im schwäbischen Württemberg gelernt hatte. Schneller dürfe man aber nicht den Vorwurf des Kolonialismus machen. „Er war so klug, alles an die lokalen Verhältnisse anzupassen“, sagt Haddad. Der Respekt vor der anderen Kultur sei für die Schneller-Familie eine Selbstverständlichkeit gewesen. Über Hermann Schneller, den Enkel von Johann Ludwig

Schneller und Gründer der Johann-Ludwig-Schneller-Schule im Libanon, sei nicht von ungefähr gesagt worden, dass er kein Deutscher aus Deutschland war, sondern ein Bruder aus Jerusalem, erinnert sich der heutige Direktor, der das Geheimnis der Schneller-Arbeit folgendermaßen zusammenfasst: „Bewahre aus deiner Herkunftskultur, was gut ist für die anderen. Und respektiere in der neuen Kultur, was gut ist für die anderen.“

INFO

In diesem Schuljahr gehen 301 Kinder an die Johann-Ludwig-Schneller-Schule. 91 von ihnen leben in den zehn Wohngruppen des Internats. Insgesamt sind 79 Prozent der Schneller-Schüler Muslime (Sunniten, Schiiten, Drusen, außerdem drei Jesiden). Im Internat liegt der Prozentsatz der muslimischen Schüler sogar bei 85 Prozent.

Seit vier Jahren stellt Direktor George Haddad fest, dass es schwieriger wird, christliche Schüler fürs Internat zu gewinnen. Das hänge unter anderem auch mit unterschiedlichen Erziehungsstilen zusammen. Muslimische Kindern würden seiner Erfahrung nach strenger erzogen, während sich christliche Eltern oft nicht mehr vorstellen könnten, ihre Kinder in ein Internat zu geben. Für die Schule sei es allerdings schwierig, wenn die Mehrheitsverhältnisse sich so stark veränderten. „Das Dialogkonzept macht nur Sinn, wenn es ungefähr gleich große Gruppen gibt“, sagt Haddad. Deswegen müsse überlegt werden, ob nicht ein alternatives Internatssystem mehr Sinn mache. So könnten zum Beispiel die Kinder zwar den ganzen Tag von früh bis spät an der Schule betreut werden und dort auch ihre Rückzugsräume haben. Die Nacht würden sie aber bei den Eltern verbringen. (kb)

KEIN WESTLICHES IMPLANTAT

Der Protestantismus im Libanon hat seine eigene nahöstliche Note

Die Rückbesinnung auf das protestantische Erbe ist derzeit im Libanon in vielen evangelischen Gemeinden, Familien, Schulen und Institutionen zu beobachten. In Zeiten der Unsicherheit vergewissert sich die kleinste der christlichen Minderheiten ihrer Rolle und Präsenz.

Bei einem Spaziergang durch den Beiruter Stadtteil Hamra kommt man nicht unbedingt auf die Idee, dass sich gleich drei Institutionen in unmittelbarer Nähe befinden, deren Wurzeln auf die Arbeit protestantischer Missionare im 19. Jahrhundert zurückzuführen sind: Die American University of Beirut (AUB), die Lebanese American University (LAU) und die Near East School of Theology (NEST). Alle drei Bildungseinrichtungen haben sich in den vergangenen Jahren verstärkt auf ihre Wurzeln besonnen und ihre Entstehungsgeschichte durch Ausstellungen, Buchveröffentlichungen und Archivaufarbeitungen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Diese Rückbesinnung auf das protestantische Erbe lässt sich jüngst in vielen protestantischen Gemeinden, Schulen und Familien im Libanon beobachten. Warum ist das so?

Werfen wir einen Blick zurück in die Vergangenheit: Die Missionare des American Board of Commissioners for Foreign Missions, die 1823 ihre Missionsstation in Beirut etablierten, wollten zunächst nach dem Vorbild Luthers eine Reformierung der bestehenden orientalischen Kirchen bewirken statt eine eigene protestantische Kirche gründen. Auf Initiative der ersten einheimischen Konvertitinnen und Kon-

vertiten und mit Unterstützung der Missionare kam es jedoch 1848 zur Gründung der Beirut Church, die heute als National Evangelical Church of Beirut bekannt ist. Es folgten weitere Gemeinden im Land, die jedoch lange Zeit der Kontrolle und Bevormundung durch die amerikanische Mission ausgesetzt waren. Erst im Laufe der Jahrzehnte, und nicht zuletzt durch den schrittweisen Rückgang amerikanisch-missionarischer Aktivitäten im osmanischen Syrien und der späteren Republik Libanon, konnten sich die protestantischen Gemeinden emanzipieren und ihrem westlich-presbyterianisch geprägten Gemeindeleben eine eigene Note verleihen.

In der Tat, die Ideen der Reformation und damit die Gedanken von Freiheit, Subjektivität und Individualismus waren importiert. Der protestantische Glaube kann aber nicht einfach als westliches Implantat in einem über Jahrhunderte gewachsenen Christentum im Nahen Osten gesehen werden. Politische Umbrüche, geschichtliche Ereignisse und soziale Herausforderungen führten zu einer Transformation und Anpassung protestantischer Ideen an die nahöstliche Kultur. Daher veränderte sich auch das Selbstverständnis und das Selbstbewusstsein der Protestanten im Libanon im Laufe der Geschichte.

Heute erleben wir, dass sich protestantische Gemeinden und unter den genannten Institutionen allen voran die Near East School of Theology, für gelebte Ökumene und den christlich-muslimischen Dialog in einem multireligiösen Libanon einset-

zen. Ihre Glaubenspraxis orientiert sich an westlich-protestantischen Prinzipien, aber sie identifizieren sich auch als Libanesen, die nicht länger den Anfeindungen der anderen christlichen Konfessionen ausgesetzt sind, so wie es die amerikanischen Missionare und die ersten Generationen von Konvertitinnen und Konvertiten einst waren.

Ein wichtiger Bestandteil ihrer Selbst-Identifizierung ist die Besinnung auf die Anfänge des Protestantismus in ihrem Heimatland Libanon. Familienarchive werden zu Tage gebracht, Jubiläen wie das der sogenannten „Van Dyck Bibel“ werden festlich begangen und junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler entdecken den Wert neu katalogisierter und digitalisierter Manuskripte und Zeitzeugnisse, die es noch auszuwerten gilt. Hier geht es um die Pflege einer Tradition in einer Region, deren Zukunft immer ungewisser scheint. Es geht um die Legitimierung der Präsenz des Protestantismus im Nahen Osten. Diese Präsenz beeinflusste auch andere christliche Kirchen in theologischer Hinsicht; sie prägte die Entstehung eines umfassenden Bildungssystems für Männer und Frauen nachhaltig und war maßgeblich an der Förderung einer modernen arabischen Sprache betei-



Einst Flaggschiff der protestantischen Mission im Nahen Osten: die Amerikanische Universität in Beirut.

ligt. Die kleinste christliche Minderheit ist aus dem Libanon nicht mehr wegzudenken. Hoffen wir, dass die Aufarbeitung der Vergangenheit ihnen das Selbstvertrauen und die Kraft gibt, auch in Zukunft zu einem friedlicheren Miteinander im Libanon beizutragen.

Uta Zeuge-Buberl arbeitet in der Abteilung für Integration und Diversität des Magistrates der Stadt Wien. 2016 kam ihre Promotion mit dem Titel „Die Mission des American Board in Syrien im 19. Jahrhundert“ heraus, die in diesem Jahr auch auf Englisch erscheinen wird.

ZU WEM GEHÖRST DU?

Christlich-palästinensische Loyalitäten im israelischen Kontext

Christliche Palästinenser in Israel müssen für sich selbst die Frage beantworten, ob sie sich als Israelis sehen oder als Palästinenser. Mit einer Kampagne sollen nun junge Christen ermutigt werden, sich für den Wehrdienst in der israelischen Armee anwerben zu lassen.

„Es ist das Dilemma einer Identitätskrise.“ So reagierte Butros Mansour, Direktor der Arab Baptist School in Nazareth, auf eine Kampagne 2014, mit der palästinensische Christen dazu bewegt werden sollten, sich den israelischen Verteidigungskräften (IDF) anzuschließen.¹ Während der nationale Militärdienst für jüdische Bürger verpflichtend ist, ist er für palästinensische Israelis freiwillig. Traditionell fühlen sich die meisten palästinensischen Israelis stark mit der palästinensischen Sache verbunden und entscheiden sich daher dagegen. Doch der Druck, sich mustern zu lassen und damit Solidarität mit dem Staat Israel zu zeigen, wächst. 2014 fingen die IDF an, vorläufige Einberufungspapiere an alle arabischen Christen zu schicken. Schon 2013 wurde das israelisch-christliche Rekrutierungsforum gegründet, das palästinensische Christen dazu bewegen soll, sich den IDF anzuschließen. Der griechisch-orthodoxe Priester Gabriel Naddaf ist Sprecher dieser Organisation.

Naddaf und das Forum wollen arabische Christen davon überzeugen, sich frei-

willig zum Militärdienst zu melden und bedienen sich dabei zweier Argumente. Erstens verweisen sie auf die Unruhen in Teilen des Nahen Ostens und die Bedrohung durch islamistisch-extremistische Weltanschauungen. Christen in Israel genießen eine relative Sicherheit, Wohlstand und Religionsfreiheit. Deswegen – so Naddaf – sollten sie sich den IDF anschließen, um das Land gegen den radikalen Islam zu verteidigen. Damit stellt er die religiöse (islamische) Bedrohung über die ethnische (palästinensische) Solidarität. Mansour von der Arab Baptist School in Nazareth sieht dies kritisch, weil damit der „gemeinsame Leim“ zwischen den Palästinensern geschwächt werde, was eine Zersplitterung entlang religiöser Grenzen zur Folge habe.

Das zweite Argument von Naddaf für den Wehrdienst von Christen lautet, dass sie gar keine Palästinenser seien, sondern aramäische Christen, die im Heiligen Land gebürtig sind. Auf diesem Hintergrund hat die israelische Regierung die aramäischen Christen 2014 als offizielle Minderheit anerkannt. Für Naddaf heißt dies, dass aramäische Christen folglich keine Palästinenser sind und sich so wie die Drusen den IDF anschließen sollten.

Trotz der Kampagne von Naddaf ist die Mehrheit der arabischen Christen weiterhin gegen die Wehrpflicht und nennt die Solidarität mit der palästinensischen Sache als Hauptgrund. Der palästinensische Theologe Yohanna Katanacho geht davon aus, dass die Besatzung die Hauptquelle für Spannungen und Gewalt ist. Aus dieser Perspektive sei die Kampagne

¹ Butros Mansour, 'Israeli army tries to lure Arab Christian recruits', Al Monitor, 5th of June 2014. <http://www.al-monitor.com/pulse/originals/2014/06/israel-army-arab-christian-recruit-palistine-nationalism.html>



Foto: Aviram Valdman/The Tower

<http://www.thetower.org/article/christians-in-the-holy-land-dont-call-us-arabs/>

Der griechisch-orthodoxe Priester Gabriel Naddaf ist Sprecher des israelisch-christlichen Rekrutierungsforums und wirbt für den Wehrdienst unter israelischen Christen.

zur Wehrpflicht ein weiteres Beispiel für die Politik des „Divide et Impera“ gegenüber nichtjüdischen Minderheiten in Israel. Einige palästinensische Theologen, wie Naim Ateek, holen noch weiter aus und argumentieren, dass das Evangelium überhaupt keine Gewalthandlungen rechtfertigt. Ein viel allgemeinerer Grund, sich nicht den IDF anzuschließen, ist aber, dass palästinensische Israelis oft das Gefühl haben, dass sie als Bürger zweiter Klasse behandelt werden.

„Pioniere der wahren Koexistenz“ nennen israelische Medien gern junge palästinensische Christen, die sich den IDF anschließen. Doch für die palästinensischen Christen selbst sind die Dinge komplizierter. Die meisten Christen sind skeptisch und haben das Gefühl, dass sie sich nie dem bürgerlichen Ideal eines Staates anpassen können, der sich zwar als demokratisch, aber auch als jüdisch präsentiert.

Sie hoffen auf einen Staat, der mehr Platz für eine mehrschichtige Zugehörigkeit lässt. Dies scheint in der heutigen Welt aber immer unwahrscheinlicher zu werden.

Pieter Dronkers arbeitet an der Evangelischen Theologischen Hochschule in Amsterdam.

INFO

Literatur

Kanaanah, Rhoda Ann. 2009. Surrounded: Palestinian Soldiers in the Israeli Military. Stanford, CA: Stanford University Press.

Katanacho, Yohanna. 2012. The Land of Christ: A Palestinian Cry. Bethlehem: Bethlehem Bible College.

DIE HÜTER DER SPRACHE JESU IN SEINER HEIMAT

Über syrisch-orthodoxe Christen in Bethlehem

Überlebende des Genozids an den syrischen Christen im Südosten der Türkei haben sich 1915 in Bethlehem angesiedelt. Seither ist die Sprache, die Jesus gesprochen hat, in seiner Heimatstadt wieder hörbar. Allein dieser Umstand gibt den syrisch-orthodoxen Christen einen besonderen Platz in der Stadtgeschichte Bethlehems.

Bethlehem zeichnet sich aufgrund Jahrhunderte alter Handelsbeziehungen und kirchlicher Verbindungen durch die ethnische und religiöse Vielfalt seiner Bewohner aus. Einige führen ihr Erbe auf die Kreuzfahrer zurück, andere stammen von der arabischen Halbinsel, wieder andere sehen sich als Nachkömmlinge neutestamentlicher Vorfahren im Heiligen Land selbst. 1915 kam eine der letzten großen Gruppen aus dem Südosten der Türkei nach Bethlehem. Es waren Angehörige der Minderheiten, die von den Jungtürken vertrieben oder ermordet worden waren. Einige von ihnen waren aramäisch-sprechende Christen der syrisch-orthodoxen Kirche. Zwar gab es bereits um die Jahrhundertwende eine kleine Gemeinde in Palästina; die osmanische Volkszählung von 1870 verzeichnet 150 syrisch-orthodoxe Christen in Jerusalem und Bethlehem. Doch nun wuchs ihre Zahl, und im Jahre 1927 wurde ein neues Kirchengebäude zu Ehren der Gottesmutter Maria im Zentrum von Bethlehem geweiht, das ein kleineres Gebäude innerhalb eines Khans in der Nähe ersetzen sollte.

Seitdem haben die syrischen Christen – auch „Syrianer“ genannt – den traurig

pulsierenden Konflikt gemeinsam mit ihren palästinensischen Geschwistern in der Stadt erduldet. Viele haben allerdings nach wie vor das starke Gefühl, von woanders her zu sein. Es gibt viele Möglichkeiten, vielleicht auch Dilemmata, sich als syrisch-orthodoxer Christ in Bethlehem zu definieren, nicht zuletzt in Beziehung zu anderen.

Viele Syriener identifizieren sich voll und ganz als arabische Palästinenser. Für alle ist Arabisch jetzt die Umgangssprache, auch wenn das Syrische (das liturgische Aramäisch) im Unterricht an ihrer Grundschule in der Nähe von Beit Jala eine Wiederbelebung erfährt und die wöchentliche Feier der Eucharistie-Liturgie einen großen Anteil dieser Sprache enthält. Das Syrische ist in der Tat für die Mehrheit der syrisch-orthodoxen Christen, die ich in Bethlehem gesprochen habe, ungemein wichtig, egal ob sie es selbst sprechen oder nicht. Das heißt nicht, dass sie ihm alle die gleiche Bedeutung zumessen, auch ist es nichts, auf das sie einfach nur stolz wären. Für einige ist es Ausdruck dessen, dass sie von woanders herkommen. Andere wiederum heben hervor, dass das Syrische von Bethlehems berühmtesten aramäisch-sprechenden Sohn verstanden wurde: von Jesus selbst. Das stellt sie mitten ins Herz der Stadtgeschichte. Einige betonen ihre eigene unverwechselbare aramäische oder assyrische Abstammung, andere fordern volles Engagement als Palästinenser für die palästinensische Sache.

Trotz allem sind die Syriener von Bethlehem in der Regel sehr stolz auf ihre syrische Identität: auf ihre Vorfahren, auf ihre



Foto: Mark Calder

Der syrisch-orthodoxe Erzbischof mit Priestern, Mönchen und Diakonen während der Weihnachtsliturgie in der Grotte der Geburtskirche.

schönen Liturgien und vor allem darauf, Hüter der Sprache Christi im Lande Christi zu sein. Das äußert sich darin, dass sie an den Veranstaltungen der Gemeinde und des Syrischen Clubs teilnehmen, dass die Sonntagsgottesdienste und Kirchenfeste sehr gut besucht sind, und findet auch Ausdruck in ihrer berühmten Pfadfinderblaskapelle, die eine Zeit lang sogar die offizielle Musikgruppe des verstorbenen Präsidenten Jassir Arafat war.

Dieses starke Gruppengefühl schließt Gastfreundschaft aber nicht aus. Nach mehreren Monaten, in denen ich an ihren Sonntagsmessen teilgenommen hatte, sagte mir ein Gemeindegärtner: „Wir sind so stolz, dass du zu unserer Messe kommst. Dein Blut ist jetzt das Gleiche wie das meine!“ Und tatsächlich wurde ich später

von einigen meiner syrianischen Freunde anderen als Syriener vorgestellt und war weitgehend in Debatten und Kontroversen innerhalb der Gemeinschaft eingeschlossen. Das führt mich zu dem Schluss, dass Syriener in Bethlehem zu sein bis zu einem gewissen Grade nicht nur das Eintauchen in die bekannte, schmerzhafteste Geschichte der Syriener bedeutet, wie sie überall in der Diaspora erzählt wird, sondern auch die Inkarnation Gottes in ihrer Stadt und die Wortwerdung Gottes in ihrer Sprache, was die Umarmung des anderen jederzeit möglich macht.

Mark Calder ist Anthropologe an der Universität Aberdeen und hat lange in Bethlehem gelebt und geforscht.

„DAS VATERUNSER KÖNNEN ALLE AUF ARABISCH“

Über koptische Christen in der westlichen Diaspora

Als eine „wunderbare Mischung aus zwei Kulturen“ bezeichnet der koptische Bischof Gabriel die Menschen in seiner Diözese. Für die Jugend sei Deutsch die Muttersprache und Österreich die Heimat. „Wenn in Ägypten aber wieder ein Anschlag auf Kopten verübt wird, erleben sie dies sehr intensiv mit.“

Das Wort „koptisch“ kommt aus dem Griechischen und heißt ägyptisch. Wie ägyptisch sind die koptischen Christen in Österreich?

Die Herleitung des Wortes „koptisch“ vom Griechischen ist unvollständig. Die eigentlichen Ursprünge liegen in dem pharaonischen „Ka-Ptah“, dem Namen einer altägyptischen Gottheit. Die Griechen haben dann dieses Wort zur Bezeichnung der Menschen am Nil übernommen, woraus sich wiederum das deutsche „Ägyptisch“ ableiten lässt.

Wenn allein schon das Wort „koptisch“ auf das kulturelle Erbe Ägyptens verweist, wie fühlen sich dann die Kopten in Ihrer Diözese: mehr als Österreicher oder mehr als Ägypter?

Es ist eine wunderbare Mischung aus zwei Kulturen. Die Kopten in Österreich stehen treu zur hiesigen Gesellschaft. Gleichzeitig lieben sie Ägypten und fühlen sich für die Menschen dort verantwortlich. In unserer Sonntagsschularbeit lernen die Kinder von klein auf viel über die koptische Kirche, die Bibel und den christlichen Glauben. Wie unsere Sonntagsschullehrerinnen das vermitteln, ist oft fundierter und kindgerechter, als es in Ägypten gemacht wird.

Spricht die Jugend noch Arabisch?

In Österreich haben wir erst die zweite Generation von Kopten. Die Jugend spricht Deutsch. Auch wenn sie unter sich sind, ist das ihre Sprache. Viele können den ägyptischen Dialekt sprechen. Aber die wenigsten lernen Hocharabisch.

Bedauern Sie das?

Natürlich ist es schön, wenn junge Menschen Arabisch lernen. Aber wir wollen keinen Druck machen. Ich selbst predige sowohl auf Arabisch als auch auf Deutsch. Das Vaterunser lernen alle auf Deutsch und auf Arabisch. Und die liturgischen Gesänge sind sowieso auf Koptisch.

In den vergangenen Jahren haben viele Christen den Nahen Osten verlassen. Von einigen Kirchen wie zum Beispiel von der chaldäischen Kirche im Irak wird Emigration als Gift für die Kirche bezeichnet aus Angst, dass die Kirche ausbluten könnte. Wie steht die koptische Kirche zur Emigration?

Die koptische Kirche ist nicht so sehr von der Emigration betroffen wie andere Kirchen im Nahen Osten. Weltweit gibt es 15 Millionen Kopten, von denen nur zwei Millionen außerhalb von Ägypten leben. Bei den Armeniern ist das Verhältnis genau umgekehrt. Nur 3 Millionen leben in Armenien, 12 Millionen sind in der Diaspora. Die derzeitige Regierung in Ägypten bemüht sich um eine Gleichberechtigung aller Menschen im Land. Trotzdem gibt es noch einige Gruppen in der Bevölkerung, die die Kopten hassen. Das zeigen die vier Mordfälle, denen Kopten allein im ersten Monat dieses Jahres zum Opfer gefallen

sind. Aber insgesamt wandern nicht so viele Christen aus Ägypten aus wie zum Beispiel aus dem Irak oder aus Syrien. Nach Österreich, wo heute 10.000 Kopten leben, sind in den letzten fünf Jahren nur etwa 250 Kopten gekommen.

Auf was müssen Familien achten, damit die Identität auch in der Diaspora gewahrt wird?

Bildung spielt eine große Rolle. Das Wissen um die eigenen Wurzeln ist eine wichtige Voraussetzung, um ein Bewusstsein für Zusammenhänge zu entwickeln.

Was tut die Kirche, damit die koptische Identität bewahrt wird?

In der koptischen Kirche werden Kinder schon in den ersten Lebensmonaten getauft und sind von dem Punkt an volle Mitglieder der Kirche. Ab drei Jahren können sie in die Sonntagsschule gehen, wo sie altersgerecht nicht nur in Religion, sondern auch in Musik oder Kunst unterrichtet werden. Wir organisieren für die Größeren außerdem Konferenzen, zu denen die Kinder zu uns ins Kloster kommen und am Leben der Mönche teilhaben. Jugendliche dürfen bei uns schon sehr früh Verantwortung übernehmen. Wir trauen ihnen zu, dass sie vieles selbst organisieren können. Wichtig ist aber auch, dass die Priester den Kontakt zu den Familien halten und sie regelmäßig besuchen.



Foto: Koptische Diözese Österreich

Bischof Gabriel (Mitte) während des Gottesdienstes in Wien.

In der koptischen Kirche spielt der Märtyrergedanke eine große Rolle. Die Frage, ob man bereit ist, im Zweifelsfall für den eigenen Glauben das Leben zu lassen, ist für die Kopten in Ägypten viel aktueller als für die Kopten im westlichen Ausland. Wird es über kurz oder lang nicht die weltweite koptische Gemeinde in zwei Gruppen trennen?

Ich glaube nicht, dass es zu einer Trennung kommen wird. Wenn etwas in Ägypten passiert, erleben die Kopten in Österreich dies sehr intensiv mit. Sie beten für die Opfer und spenden für die Hinterbliebenen. Wer kann aber heute noch sagen, dass er oder sie sicher vor Terror sei?! Auch in Europa steigt die Bedrohung.

Die Fragen stellte Katja Dorothea Buck.



Mitri Raheb (Hg.)

**Shifting Identities:
Changes in the Social,
Political, and Religious
Structures in the Middle
East**

Diyar Publisher
Bethlehem 2016

288 Seiten, 15,50 US-Dollar

erhältlich im intern. Buchhandel

Immer ein dynamischer, offener Prozess

Die Frage nach der Identität ist eines der großen Themen im ausgehenden Zeitalter der Globalisierung. Immer mehr Menschen fragen nach dem, was sie und ihre jeweilige Gruppe eigentlich ausmacht und von „den anderen“ unterscheidet. Oft wird der Blick in die Vergangenheit gewendet. Doch jenseits aller Versuche einer Idealisierung der eigenen Wurzeln zeigt sich in den meisten Fällen: Identität ist stets ein dynamischer und nie abgeschlossener Prozess; in „Reinform“ hat es auch die eigene Identität kaum je gegeben.

Das Diyar-Zentrum unter der Leitung des Bethlehemer Pfarrers Mitri Raheb hatte das richtige Gespür, als es im Jahr 2015 zu einer Konferenz über „Sich verschiebende Identitäten“ im Nahen Osten nach Zypern einlud und im Jahr darauf die vorliegende Dokumentation veröffentlichte. Bereits die historischen Beiträge (Raheb, Maggiolini) zeigen die Vielschichtigkeit nahöstlich-christlicher Identitätsbildung seit der osmanischen Zeit. Einzelfragen wie die Einstellungen palästinensischer Christen zum zukünftigen Status Jerusalems (Busko), die höchst flexiblen Selbstdefinitionen syrisch-orthodoxer Christen in Bethlehem zwischen einem „syrischen“

und einem palästinensischen Pol (Calder), das Problem des Wehrdienstes und einer „aramäischen“ Identität von Christen in Israel (Dronkers), die „Akkulturation“ christlich-arabischer Jugendlicher in Israel gegenüber ihren jüdischen und muslimischen Altersgenossen (Munayer), die historische „Transkulturation“ von Protestanten im Libanon (Zeuge-Buberl) und die Herausbildung feministischer Initiativen ebenda (Chrabieh) umreißen die inhaltliche Bandbreite des Themenspektrums. Mit dem Lebensweg eines armenischen Christen (Jebejian), mit dem Entstehen eines neuen, pentekostalen Christentums im Iran (Rzepka) sowie mit der Bedeutung des religiösen Selbstbewusstseins christlich-arabischer Flüchtlinge für die gesellschaftliche Transformation in Schweden (Fahlgren) zeigen sich Facetten, die weit über den arabischen Nahen Osten hinausweisen. Psychologische (Khadra) und theologische (Abu Mrad) Aspekte stellen zwei inhaltliche Zuspitzungen dar. Bemerkenswert ist der Schlussbeitrag der armenisch-syrischen, im Libanon aufgewachsenen und derzeit in Deutschland lebenden systematischen Theologin Sylvie Avakian, die eine Dekonstruktion traditioneller Definitionen christlicher Identität im Nahen Osten fordert. Nur so lasse es sich vermeiden, auch die Identität des Anderen, hier: des muslimischen Gegenübers, von außen definieren zu müssen. Und nur so werde ein zukunftsweisender Dialog möglich.

Das Buch ist streckenweise eine harte Kost. Aber gerade in der Fülle der Differenzierungen tut sich ein Schatz auf, aus dem sich in einer schwer überschaubar gewordenen Welt schöpfen lässt.

Uwe Gräbe

BUNDESVERDIENSTKREUZ FÜR KLAUS SCHMID

Stuttgart/Berlin (EVS). Dem Vorsitzenden des Evangelischen Vereins für die Schneller-Schulen (EVS), Pfarrer Klaus Schmid, wird das Bundesverdienstkreuz verliehen. Dies hat der Bundespräsident kurz vor Weihnachten entschieden. Klaus Schmid wird dafür geehrt, dass er sich mehr als 50 Jahre lang für die Erziehung benachteiligter Kinder und Jugendlicher an den Schneller-Schulen im Nahen Osten eingesetzt hat und vielfältige Beziehungen zwischen Deutschen, Libanesen und Jordanern aufgebaut hat. Schmid war mehrfach für längere Zeit an den Schulen und hat sich von 1974 bis 1980 als Nahostreferent des EMS und Geschäftsführer des EVS von Deutschland aus für die Arbeit eingesetzt. Als er 1980 in den Dienst der Württembergischen Landeskirche trat – zunächst als Diakon, später als Pfarrer – engagierte er sich weiter ehrenamtlich im EVS als Vereinsmitglied, Vorstandsmitglied und seit 1997 auch als Vorstand. Das Schneller-Magazin gratuliert Pfarrer Klaus Schmid zu dieser hohen Auszeichnung.



Foto: EMS/Buck

Klaus Schmid ist seit mehr als 50 Jahren in der Schneller-Arbeit aktiv.

PREISGELD FÜR DIE SCHNELLER-SCHULEN

Stuttgart (EVS). Berenike Metzler hat einen Teil ihres Preisgeldes, das sie für ihre Doktorarbeit in Islamwissenschaft bekommen hat, der Schneller-Arbeit gespendet. Metzler, die vor einigen Jahren über das EMS-Programm Studium im Mittleren Osten (SiMO) in Beirut war, kennt insbesondere die Arbeit der Johann-Ludwig-Schneller-Schule (JLSS) gut. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften hat ihr Anfang Dezember den Max-Weber-Preis verliehen. 2000 Euro davon gehen nun an die JLSS, wo die Spielgeräte unterhalb des Mädchenwohnheims dringend erneuert werden müssen. Metzlers Doktorarbeit trägt den Titel „Den Koran verstehen – Das Kitab Fahm al-Qur’an des Harith bin Asad al Muhasibi“.

500 SCHULEN FÜR DIE REFORMATION

Khirbet Kanafar (JLSS). Die Johann-Ludwig-Schneller-Schule (JLSS) im Libanon ist Teil des weltweiten Projektes „500 Evangelische Schulen weltweit feiern 500 Jahre Reformation“. Über eine Online-Plattform sind mittlerweile nicht nur 500, sondern mehr als 650 evangelische Schulen miteinander verbunden. Lehrkräfte sowie Schülerinnen und Schüler können sich rund um den Globus vernetzen und gemeinsam Aktivitäten zur Reformation entwickeln. „In dem weltweiten Schulprojekt wird deutlich, wie global reformatorische Bildungsimpulse wirken und dass Bildung ein maßgeblicher Schlüssel zur Unabhängigkeit ist“, sagt Birgit Sandler-Koschel, die Leiterin der Bildungsabteilung der Evangelischen Kirche in Deutschland und Leiterin der internationalen Steuerungsgruppe.

ANERKENNUNG FÜR UNERMÜDLICHEN EINSATZ

Erzieherinnen und Erzieher fliegen nach Zypern

Neun Erzieherinnen und Erzieher sowie die Internatsleiterin der Johann-Ludwig-Schneller-Schule (JLSS) haben zusammen mit Dorothee Beck im Oktober einige Tage in Larnaka verbracht. Der Ausflug nach Zypern war nicht allein für die Fortbildung gedacht. Auch entspanntes Miteinander und Erholung sollten nicht zu kurz kommen.

Was die Erzieherinnen und Erzieher für die Kinder im Internat der JLSS leisten, kann kein Geld der Welt aufwiegen. Sie sind die ersten Ansprechpersonen für die Kinder, die zu jeder Tages- und Nachtzeit mit allen Nöten und Ängsten zu ihnen kommen dürfen. Sie sorgen für ein gutes Miteinander unter den Kindern und teilen mit ihnen Freuden und Erfolge. Deswegen war es George Haddad, dem Direktor der JLSS, schon länger ein Bedürfnis, den Mitarbeitenden im

Internat einmal auf besondere Art für ihren unermüdlischen Einsatz „Danke“ sagen zu können. Im Herbst des vergangenen Jahres stand nun eine fünftägige Studienreise nach Zypern an.

Das Programm war bewusst locker gehalten. Einheiten zu pädagogischen Themen waren nur für die drei Vormittage vorgesehen. Die Nachmittage, Abende und der Abreisetag sollten für die Gemeinschaft und zur Erholung genutzt werden. Das Thema „Grundbedürfnisse“ hatten wir bereits in zwei Workshops an der Schule bearbeitet gehabt. Am ersten Vormittag auf Zypern sollten sich die Kolleginnen und Kollegen nun gedanklich in die Lebensphase zurückversetzen, die dem Alter ihrer Internatskinder entsprach. Ich bat sie, eine „Landkarte“ zu zeichnen, auf der wichtige, positiv besetzte Orte, Dinge und Personen markiert waren. Wie würden insbesondere die beiden jungen, männlichen Kollegen mit dieser Aufforderung umgehen? fragte ich mich. Hatten sie jemals so etwas machen müssen?

Die Auswertung war etwas vom Persönlichsten, das ich bisher mit dieser Gruppe erlebt habe. Sehr deutlich wurde, wie stark ihr Aufwachsen mit der Landwirtschaft in der Beqaa-Ebene verbunden war. Ich stellte Beziehungen her zwischen dem, was ihnen so stark und positiv in Erinnerung geblieben war, und bestimmten menschlichen Grundbedürfnissen. So fanden zum Beispiel Spiel und Gemeinschaft auf den Feldern beim Ernten statt. Und die Kollegin, die draußen auf der Weide in jungen Jahren verantwortlich für die Ziegenherde gewesen war, hatte mitunter



Foto: EMS/Beck

Kleingruppenarbeit mit Meerblick

gerade dort ein Stück Freiheit und Selbstständigkeit genossen.

Das Ziel der Einheit war, sich anhand persönlicher Erfahrungen besser in die Bedürfnisse unserer Internatskinder hineinversetzen zu können. Ich gab ein Beispiel: „Wenn ich unsere Jungs beim Treppenwischen beobachte, sieht das zunächst nur nach Arbeit aus. Schnell merkt man aber, dass sie dabei auch überschüssige Energie abbauen und ihnen der Umgang mit eimerweise Wasser durchaus gefällt.“ Zum Abschluss überlegten wir in Kleingruppen, wo die pädagogische Arbeit an der JLSS verbessert werden kann – aus unserer persönlichen Sicht und mit den Augen der Kinder betrachtet.

An den anderen beiden Tagen definierten wir die Begriffe „Disziplin“ und „Autorität“ und diskutieren damit verbundene positive und negative Aspekte. Wir sprachen über positive, natürliche Autoritätsformen und über die „autoritäre Autorität“, welche sich destruktiv und nicht beziehungsfördernd auswirkt.

An den Nachmittagen schwärmten wir in Grüppchen aus: Wir schlenderten an der Uferpromenade entlang auf der Suche nach einem Café, welches arabischen (und nicht türkischen oder sonstigen) Kaffee anbot. Eine Gruppe fuhr mit dem Bus in den Küstenort Agia Napa, andere machten eine Stadt- und Umgebungs-Rundfahrt und erfuhren etwas von der Kulturgeschichte der Insel. Die Abende genossen wir bei lauen Temperaturen gemütlich zusammensitzend im Restaurant oder in einem Straßencafé.

Als ich später im Kollegenkreis nachfragte, was für sie das Wesentliche an der Reise gewesen war, wurde nicht nur das erwähnt. „Es war so gut, mal ein anderes

Land zu sehen“, sagte eine Kollegin und fügte hinzu, dass ihr auch die Workshops und das gemeinsame Diskutieren gefallen hätten. „Ja,“ pflichtete eine Kollegin bei. „Wir haben neue Informationen bekommen. Zwar wussten wir einiges auch schon vorher, aber es war auch viel Neues dabei.“ Und eine andere Kollegin meinte, dass die Luft auf Zypern einfach gut sei. Ja, die Luftveränderung hat uns allen gutgetan!



Foto: JLSS/Souad Boutros

Eine kollegiale Reisegesellschaft

Dorothee Beck ist pädagogische Beraterin an der Johann-Ludwig-Schneller-Schule und an der National Evangelical Church in Beirut.

Die Reise haben die Schneller-Stiftung und der Evangelische Verein für die Schneller-Schulen finanziert.

EIN FUSSBALLPLATZ MIT FRIEDENSPOTENZIAL

Großspende lässt langgehegten Traum in Erfüllung gehen

Die Johann-Ludwig-Schneller-Schule (JLSS) im Libanon hat einen neuen Fußballplatz – nicht irgendeinen, sondern den ersten Fußballplatz in der Bekaa-Ebene, der nach Fifa-Standard gebaut wurde. Mitte März soll er bei einem deutsch-libanesischen Freundschaftsspiel zwischen Dekanen aus der Prälatur Heilbronn und einer Schulauswahl aus Schülern und Mitarbeitenden der JLSS eingeweiht werden.

Man muss kein ausgewiesener Fußballfan sein, um beim Anblick des neuen Platzes unterhalb der Werkstätten ins Schwärmen zu geraten. Das satte Grün des Kunstrasens und die rote Aschenbahn drum herum könnten sich nicht schöner vom Blau des Himmels über der Bekaa-Ebene und dem Beige der Berge im Hintergrund abheben. Wenn dann auch noch eine Gruppe Kinder ausgelassen einem Ball hinterherrennt, wird selbst dem letzten Sportmuffel klar: dieser Fußballplatz ist ein großartiges Geschenk für die Kinder und Jugendlichen an der JLSS. Und nicht nur für sie. „Wir wollen den Jugendclubs aus der Umgebung die Möglichkeit geben, hier Fußball spielen zu können“, sagt Pfarrer George Haddad. Er habe schon lange von einem solchen Platz geträumt, gesteht er ein.

Im Libanon wird zwar viel Fußball gespielt, doch die Plätze, auf denen dies gut möglich ist, sind eher rar gesät, ganz besonders in der eher ländlich geprägten Bekaa-Ebene. Bisher gab es dort keinen Platz, der auch nur annähernd professionellen Ansprüchen genügt hätte. Der neue Fußballplatz an der JLSS erfüllt aber sogar

die Standards des Weltfußballverbandes Fifa. Damit verfügt die Schule über etwas, das sie unter allen anderen Schulen und Einrichtungen in der näheren Umgebung auszeichnet. Das ist nicht unwichtig für eine Institution, die vom Vertrauen und dem Ansehen in der Bevölkerung lebt.

Mit dem neuen Platz eröffnen sich aber auch noch ganz andere Möglichkeiten, die Schneller-Idee konkret werden zu lassen. Hier können jetzt ganz selbstverständlich die syrischen Flüchtlingskinder an der Schule mit ihren libanesischen Klassenkameradinnen und -kameraden Fußball spielen – ein wichtiger Schritt zur Integration in die Gemeinschaft. Haddad will aber auch über den schulinternen Kontext hinausgehen. „Wir können jetzt Turniere zwischen verschiedenen lokalen Vereinen und Gruppen ausrichten, bei denen Menschen aus den unterschiedlichen Religionsgemeinschaften zusammenkommen“,



Es gibt kaum einen schöneren Ort für Sport an der frischen

sagt er. Über die Kinder, Jugendlichen und Mitarbeitenden in der Schule hätten sie viele unterschiedliche Kontakte zu Vereinen in den umliegenden Dörfern und Städten.

Doch zuallererst ist der Platz für die Schülerinnen und Schüler der JLSS gedacht. Und die können es manchmal kaum erwarten bis zur nächsten Sportstunde. Denn neben Fußball und anderen Laufspielen kann auf dem sauberen Kunstrasen auch Gymnastik an der frischen Luft gemacht werden. Wer da nur zuschauen darf, kann neidisch werden. So erging es den Lehrlingen in den Werkstätten. Auf ihrem Stundenplan steht eigentlich kein Sportunterricht mehr. Kurz nachdem der Fußballplatz im Herbst aber fertiggestellt war und die ersten Schülerinnen und Schüler dort spielen durften, meldeten sie sich beim Direktor und forderten eigene Zeiten auf dem Fußballplatz. Und die bekamen sie dann auch.

Dass es den Sportplatz heute so und in dieser Form überhaupt gibt, hat eigentlich

einen traurigen Hintergrund. Der Sohn eines älteren Ehepaars aus Südwestdeutschland war Ende 2015 ganz unerwartet an einem Herzinfarkt verstorben. Da er alleinstehend war, erbten die Eltern sein ganzes Vermögen. „Wir haben, was wir brauchen und auch unserer Tochter und ihrer Familie geht es gut“, erzählt der Vater. Deswegen hätten sie nach einem sinnvollen Projekt Ausschau gehalten, wo das Geld eine nachhaltige Verwendung finden könnte. Die Schneller-Arbeit kannten beide schon lange. Die Idee, den Bau eines großen Fußballplatzes an der JLSS zu unterstützen, fanden sie gut. „Das kommt nun allen Kindern zugute, die dort leben“, sagt die Mutter.

Mitte März soll der Platz offiziell eingeweiht werden. Da wird das Ehepaar dann auch zum ersten Mal in den Libanon fahren und beim deutsch-libanesischen Freundschaftsspiel zwischen Heilbronner Dekanen, die zu der Zeit eine Studienreise in den Libanon machen, und einer Schneller-Mannschaft zuschauen. Die Rolle des Unparteiischen wird ein niederländischer Pfarrer übernehmen, der schon länger im Libanon lebt.

Katja Dorothea Buck



hen Luft als der neue Fußballplatz der JLSS.

„DIE CHEMIE STIMMT“

Kirchlicher Finanzreferent hilft bei der Neuordnung der TSS mit

Erwin Ritte unterstützt bis zum Sommer den Direktor der Theodor-Schneller-Schule(TSS) in Amman in Finanz- und Verwaltungsfragen. Der 64-Jährige aus der Nähe von Kassel bringt nicht nur viel Berufserfahrung mit, sondern auch eine große Liebe für die ökumenische Zusammenarbeit.

Man könnte es als Glücksfall bezeichnen: Da geht jemand nach Jahrzehnten in der kirchlichen Verwaltung in den Ruhestand und bietet den langjährigen Mitstreiterinnen und Mitstreitern in der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS) an: „Wenn Ihr mal was für mich habt, könnt Ihr mich losschicken.“ Das hat sich der Evangelische Verein für die Schneller-Schulen (EVS), der Mitglied in der EMS ist, nicht zwei Mal sagen lassen und gleich bei Erwin Ritte angefragt, ob sein Angebot auch für die TSS in Amman gilt. Der 64-Jährige war von 1980 bis 1986 ökumenischer Mitarbeiter in Südafrika und war danach in verschiedenen Funktionen in der kirchlichen Verwaltung in Deutschland tätig, von 2003 bis 2015 als Finanzreferent der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck. In dieser Funktion arbeitete er auch viele Jahre im Finanzausschuss der EMS mit.

Daher wusste er schon, dass es mit der TSS seit längerem nicht gut bestellt ist: prekäre Finanzsituation, marode Infrastruktur und längst überfällige Personalentscheidungen. „Das alles braucht einen nicht zu wundern. Fast drei Jahre gab es dort keinen Direktor“, sagt Ritte gelassen, der aus seiner langen Berufserfahrung weiß, dass führungslose Einrichtungen

schnell ins Schlingern geraten. „Wichtig ist, dass die Schule jetzt einen neuen Direktor hat und dass der zusammen mit der Diözese in Jerusalem auch schon die ersten Breschen bei der Neuordnung geschlagen hat.“

Wichtig ist bei einer solchen Aufgabe aber auch, dass die Chemie stimmt. Und das tut sie zwischen Direktor Khaled Freij und Erwin Ritte, wie sich bei einem ersten Besuch Ende November in Amman zeigte. „Wir haben den gleichen Humor und müssen uns nichts vormachen“, sagt Ritte. Es störe ihn nicht, dass er „nur“ der Assistent des Direktors sei. „Ich bin das kollegiale Zuarbeiten gewöhnt.“ Auch, dass sein Vertrag auf sechs Monate begrenzt ist, kommt ihm entgegen. So konnte sich seine Frau gerne auf die Zeit in Jordanien einlassen. Und er selbst sagt: „Ich kann gut mit Zwischenergebnissen leben, solange sie in die richtige Richtung gehen.“ Dafür will er bis Ende Juli sorgen und das Feld für einen längerfristig angestellten ökumenischen Mitarbeiter an der TSS bereiten.

Katja Dorothea Buck



Erwin Ritte und seine Frau Edith bei ihrem Besuch in Amman im November.

WOHLIGE WÄRME FÜR WENIGER GELD

Neue Heizungsanlage in der Schneller-Schule spart Kosten und Energie

Nach dreieinhalb Jahren hat Rolf Bartel die Sanierung der Heizungsanlage der Johann-Ludwig-Schneller-Schule (JLSS) im Libanon abgeschlossen. „Es wäre gut, wenn nun die lokalen Kräfte noch stärker in die Wartung eingewiesen werden könnten“, sagt der Heizungsingenieur aus Waiblingen.

Im Februar 2013 war Rolf Bartel zum ersten Mal im Auftrag der Schneller-Stiftung an der JLSS, um sich einen Überblick über Erneuerungsbedarf und Einsparpotenziale zu verschaffen. „Haarsträubende Zustände“ habe er damals in einigen Heizungskellern angetroffen. Keine Leitung war isoliert. „Ein Wärmeverlust von 20 Prozent“, erzählt der Heizungsingenieur, der bei den Stadtwerken Waiblingen arbeitet. Auch habe er noch Heizkessel vorgefunden, die es in Deutschland seit Jahrzehnten nicht mehr gibt. Doch genau dieser Kontrast habe ihn gereizt. „In Deutschland arbeiten wir daran, Einsparungen im Promille-Bereich zu erzielen. Im Libanon dagegen kommt man schon mit relativ einfachen Maßnahmen in den zweistelligen Prozentbereich“, erzählt er.

Ein bis zwei Mal im Jahr war Bartel seither jeweils für eine Woche an der Schule, um das Projekt Schritt für Schritt mit lokalen Kräften vor Ort umzusetzen. In fünf der sieben Gebäude auf dem Schulgelände sind die Heizungen nun modernisiert. Manches konnte dabei wiederverwendet werden, wie zum Beispiel der Kessel im Gästehaus, der fast neu, aber völlig überdimensioniert war. „Das war wie ein Ferrari in einer Zone 30.“ Heute sorgt dieser Kessel nicht nur im Gästehaus für Wärme,



Rolf Bartel in einem der Heizungskeller

sondern auch in der Tagesschule und in einem weiteren Gebäude.

Die Solaranlage arbeitet ebenfalls effizienter. Oft hatte sie sich schon um die Mittagszeit selbst ausgeschaltet, weil sie bereits zu viel heißes Wasser produziert hatte, das aber nicht gebraucht wurde. Bartel hat Pufferspeicher eingeführt, in denen das heiße Wasser solange zwischengelagert werden kann, bis es wirklich gebraucht wird. Im Internat der JLSS ist das vor allem in den Abendstunden, wenn die Kinder und Jugendlichen duschen.

Offiziell ist die Sanierung des Heizungssystems der JLSS, deren Kosten die Schneller-Stiftung übernommen hat, nun abgeschlossen. „Wichtig ist vor allem, dass nun die lokalen Kräfte lernen, wie sie die Anlage richtig warten müssen, damit das System am Laufen gehalten werden kann“, sagt Bartel, dem das Arbeiten mit den Leuten vor Ort großen Spaß gemacht hat. „Das war ein tolles Team. Wo bekommt man sonst noch Applaus dafür, wenn eine Heizungsanlage endlich anläuft?!“

Katja Dorothea Buck

MIT MUT UND DEMUT DEM ANDEREN BEGEGNEN

George Tamer über Herausforderungen im interreligiösen Dialog

Die jährliche Mitgliederversammlung des Evangelischen Vereins für die Schneller-Schulen (EVS) dient nicht allein zum Informationsaustausch. Sie ist auch immer wieder ein Bekenntnis zur Idee des interreligiösen Dialogs und der Friedenserziehung, was in Zeiten wie diesen wichtiger denn je geworden ist. Rückblick auf den 13. November 2016.

Es war nur wenige Tage her gewesen, dass Donald Trump ganz unerwartet die Präsidentschaftswahlen in Amerika gewonnen hatte, als sich der EVS in Stuttgart-Vaihingen zu seiner Jahresversammlung traf. Bereits im Gottesdienst schlug der Stuttgarter Stadtdekan Sören Schwesig in seiner Predigt den Bogen von den Schneller-Schulen zur großen Weltpolitik. Die Schneller-Arbeit sei „ein Gegenentwurf zu dem, was wir heute erleben. Menschen lassen sich leiten von Zukunfts- und Fremdenangst, Nationalismus ist wieder im Kommen und Mauern werden wieder hochgezogen“, sagte Schwesig. „In dieser gefährlichen Stimmungslage ist es wohltuend, sich an die Arbeit der Schneller-Schulen zu erinnern, wo im Gegenüber immer zuerst der Bruder oder die Schwester erkannt wird.“ Aus dem Predigttext aus Römer 8 arbeitete Schwesig den christlichen Hoffnungsgedanken heraus, den selbst das größte Leid nicht wegwischen könne. „Unsere Welt braucht diese Hoffnung. Die Schneller-Schulen sind ein gutes Beispiel dafür, wie Hoffnung gelebt werden kann.“

Beim Festvortrag am Nachmittag war der interreligiöse Dialog zentrales Thema

und mit George Tamer, Professor für Orientalische Philologie und Islamwissenschaft an der Universität Erlangen-Nürnberg, hatte der EVS einen kompetenten und erfahrenen Redner gefunden. Mit Bezug auf die Entstehungsgeschichte des Syrischen Waisenhauses, das Kinder aufgenommen hatte, die ihre Eltern aufgrund von Konfessionskriegen verloren hatten, erinnerte Tamer gleich zu Anfang an das Schicksal unbegleiteter Flüchtlinge in Deutschland. „Menschlichkeit ist tiefer verankert als religiöse Zugehörigkeit“, sagte Tamer. „Wenn die Integration dieser Jugendlichen scheitert, dann ist das für sie und für unsere Gesellschaft ein ernstes Problem.“



Prof. George Tamer im Gespräch mit dem EVS-Vorsitzenden Pfarrer Klaus Schmid

Religion sei ein wichtiger Faktor für die Integration von Flüchtlingen. „Der ethnischen und konfessionellen Vielfalt der Muslime, die zu uns kommen, muss Rechnung getragen werden“, sagte er. Man müsse sich immer wieder fragen, von welchen Muslimen man eigentlich rede: von Muslimen mit türkischem oder arabischem Hintergrund, von konservativen oder säkularen, von deutschsprachigen Muslimen oder jenen, die Deutsch noch lernen müssten, von beruflich erfolgreichen oder gescheiterten, von Musliminnen mit oder ohne Kopftuch. „Der Islam hat ebenso viele Gesichter wie Anhänger in Deutschland. Er ist kein monolithischer Block“, sagte Tamer, der aus dem Libanon stammt.

Eine weitere Herausforderung sei die Frage, wie wir mit dem Fremden umgehen wollen, auch theologisch. „Können wir akzeptieren, dass der Koran für Muslime die Offenbarung Gottes ist?“, stellte Tamer eine zentrale Frage in den Raum, die er auch gleich selbst beantwortete. „Christen sind aufgefordert, offen und kreativ mit Muslimen umzugehen, die Kapsel des Egos aufzubrechen und auf den anderen zuzugehen. Der Islam ist kein Fremdkörper, sondern ein passender Stein im bunten Mosaik in Deutschland.“

Interreligiöser Dialog dürfe allerdings nicht oberflächlich sein und eine illusorische Einheit beschwören. „Religionen wirken dann schädlich, wenn sie die Unterschiedlichkeit der Religionen nicht anerkennen“, sagte Tamer. Dialog brauche festgegründetes Wissen über den eigenen Glauben und die Bereitschaft, dem anderen auf Augenhöhe zu begegnen. Mut und Demut gehörten bei der Begegnung mit dem Fremden zusammen. „Man muss das Eigene mit Selbstbewusstsein vertreten

können, gleichzeitig muss man aber auch in Demut anerkennen, dass man keinen Anspruch auf ein Wahrheitsmonopol hat“, fasste Tamer zusammen.

Katja Dorothea Buck

INFO

2015 war ein erfolgreiches Jahr für den Evangelischen Verein für die Schneller-Schulen (EVS). Sowohl die Einnahmen bei den Einzelspenden als auch bei den Kollekten in den Gemeinden sind weiter gestiegen. Knapp 685.000 Euro an Spenden sind 2015 dem EVS anvertraut worden (davon 133.000 Euro vom Eröffnungsgottesdienst des Kirchentags in Stuttgart). 2014 lagen die Spendeneinnahmen bei knapp 487.000 Euro. Reinhold Schaal, der Schatzmeister des EVS, sagte angesichts des guten Spendenergebnisses: „Das, was wir tun, kommt offenbar bei den Menschen an. Wir müssen das Thema Hoffnung weitergeben.“

Die nächste Mitgliederversammlung findet am 22. Oktober 2017 in Stuttgart-Botnang (Nikodemuskirche) statt. Weitere Details werden in der nächsten Ausgabe des Schneller-Magazins bekannt gegeben. Alle Mitglieder erhalten zeitnah zum Termin eine separate Einladung.

WAS AUS IMAN WURDE

Eine hoffnungsvolle Geschichte aus der Schneller-Schule

Was wäre wohl aus Iman geworden, wenn es die Johann-Ludwig-Schneller-Schule (JLSS) nicht gäbe? Eine Antwort auf diese Frage wird es kaum geben. Klar ist aber, dass das Mädchen heute sein Leben selbst in die Hand genommen hat.

Als ich im November 2009 zur Recherche für die Festschrift „Frieden Leben Lernen“ an der JLSS war, konnte ich ein Mädchen aus dem Mädchenwohnheim nach Hause begleiten. Ich wollte mehr über ihren familiären Hintergrund erfahren. Iman (der Name war damals schon geändert) war gerade zwölf Jahre alt geworden. Es war ihr sechstes Jahr an der JLSS.

Es war ein langer Heimweg und wir mussten verschiedene Sammeltaxis nehmen, bis wir das kleine Häuschen irgendwo in den Feldern der Bekaa-Ebene erreicht hatten. Die Familie lebte in zwei Zimmern. Ein Badezimmer gab es nicht. Auch Tisch und Stühle fehlten. An den Wänden reiheten sich ein paar Matratzen und Sofas. Der kleine Ölofen konnte nur ein Zimmer heizen. Freundinnen hatte Iman dort keine, die Hütte lag zu abseitig. „Wir haben eine Barbie-Puppe, ein Puzzle und einen Teddybären“, zählte sie damals auf.

Die Mutter war froh, dass ihre Tochter auf die Schneller-Schule ging. Sie selbst hätte ihr ja bei nichts helfen können. Schwierig sei nur, das viele Fahrgeld für die Fahrten zur Schule und wieder zurück aufzubringen, erzählte sie damals. Diese Kosten würden ein großes Loch ins ansonsten sehr kleine Familienbudget rei-

ßen. Aber das sei es ihr wert, sagte die Mutter, ihre Tochter solle es einmal besser haben als sie.

Als ich mich damals von Iman verabschiedete, fragte ich sie, was sie später einmal werden wolle. Mit großer Selbstverständlichkeit sagte sie mir, dass sie einmal Astronautin werden wolle.

Diese Begebenheit ist mir all die Jahre in Erinnerung geblieben. Und als ich nun im November 2016, genau sieben Jahre später, wieder an der Schule war, fragte ich nach Iman und was aus ihr geworden sei. Ihre jüngere Schwester, die mittlerweile auch an der JLSS lebt, erzählte mir dass Iman ihren Abschluss an der Schneller-Schule gemacht habe und nun mit einem Stipendium an der Hariri-Universität in der Beqaa-Ebene studiere. Für das Fach Wirtschaft habe sie sich entschieden.

Katja Dorothea Buck



Foto: EMS/Buck

Gute Schulbildung ermöglicht eine bessere Zukunft.

IBRAHIM AZAR WIRD NEUER BISCHOF

Jerusalem (ELCJHL). Der Jerusalemer Pfarrer Ibrahim Azar ist von der Synode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land (ELCJHL) zum Nachfolger von Bischof Munib Younan gewählt worden, der nach zwanzig Jahren im Amt Anfang 2018 in den Ruhestand gehen wird. Azar ist seit knapp 30 Jahren Pfarrer an der Jerusalemer Erlöserkirche, wo er im Januar nächstes Jahr auch als neuer Bischof eingeführt werden wird. Außerdem ist er seit zwei Jahren Vorsitzender des neu gegründeten Kirchengerichts der ELCJHL. Er hat in München Theologie studiert. Die ELCJHL ist in sechs Gemeinden in Jerusalem, Bethlehem, Ramallah, Beit Jala, Beit Sahour und Amman/Jordanien organisiert. Ursprünglich ist die ELCJHL aus dem Wirken deutscher Protestanten im Heiligen Land hervorgegangen.



Foto: EMS/Gräbe

Uwe Gräbe und Ibrahim Azar kennen sich seit vielen Jahren.

FÜR EINE KULTUR DER TOLERANZ

Bagdad/Mosul (RV/UNHCR). Aus Anlass der Wiedereröffnung von 30 Schulen in Ost-Mosul Ende Januar hat der chaldäische Patriarch Louis Raphael Sako dazu

aufgerufen, zur Bekämpfung von Extremismus und Terrorismus Lehrpläne und Schulbücher von allen „Giftspuren des Hasses“ zu reinigen und eine Kultur der Toleranz, der Modernität, der Reife und Offenheit zu übernehmen. Angesichts der multikulturellen und multireligiösen Struktur des Irak sei es notwendig, „wie in Südafrika eine Versöhnung der verschiedenen Gemeinschaften“ voranzubringen. Das Ziel müsse ein ziviler und demokratischer Staat sein, der auf der gleichberechtigten Bürgerschaft aller Bewohner unabhängig von Religion oder Ethnie beruht.

Mit der Eröffnung der Schulen können 16.000 Schülerinnen und Schüler wieder in den Unterricht gehen, teilte das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen, UNHCR, mit. Unter der Herrschaft des Islamischen Staates seien einige Schulen zwei Jahre lang geschlossen gewesen und ein Großteil der Mädchen habe keinen Zugang zu Bildung gehabt. Sobald es die Sicherheitslage zulasse, sollten in den kommenden Wochen 40 weitere Schulen ihre Tore für insgesamt 40.000 Mädchen und Jungen öffnen. Viele Schulgebäude seien für militärische Zwecke genutzt oder durch die Kämpfe schwer beschädigt worden, heißt es beim UNHCR.

Im Verhältnis von Muslimen und Christen sieht der chaldäische Patriarch Sako indes positive Signale, wie zum Beispiel den Appell lokaler Behörden in der Provinz Najaf an die Muslime, mit den Christen das Weihnachtsfest zu feiern. Auch verwies er auf das Verbot des Ministeriums für islamische religiöse Stiftungen an alle Imame, Predigten zu halten, die von Hass gegen Christen gekennzeichnet sind. Extremismus und Hass-Reden seien weltweit zu einem „verstörenden Phänomen“ geworden, sagte Sako.

ÖKUMENE AUF SCHWIERIGEM TERRAIN

Krisen belasten Beziehungen zwischen Ost und West

Wenn Krieg und Terrorismus den Alltag der einen bestimmen, und die anderen eine historische Flüchtlingskrise sowie politische Erdbeben zu verkraften haben, werden Missverständnisse offenbar zur Belastungsprobe. Das hat Ende November eine Konferenz der evangelischen Nahostkirchen in Beirut gezeigt.

Der emotionale Aufschrei kam unerwartet. „Ich will endlich Taten sehen und nicht nur Analysen hören.“ Haroutune Selimian, Pfarrer in der Armenisch-Evangelischen Bethel-Kirche in Aleppo, hatte sich direkt nach einer Podiumsdiskussion erhoben, bei der es eigentlich um das Brückenbauen zwischen dem Nahen Osten und dem Westen gegangen war. Martin Pühn, im Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) zuständig für den Nahen Osten, hatte gerade ausgeführt, dass in der deutschen Bevölkerung das Wissen über die Situation der Christen im Nahen Osten mit den Flüchtlingsströmen zugenommen habe und sich die Kirchen im Raum der EKD vermehrt mit der Frage der christlichen Präsenz im Orient auseinandersetzen. Bei Selimian löste dies nur Kopfschütteln aus. Seine Gemeinde hat in den letzten Jahren zwei Drittel ihrer Mitglieder verloren, sei's durch Bomben oder durch Emigration. „Wir leben in einem Krieg. Die Menschen schreien nach Hilfe. Sie suchen nach einer Richtung. Was wir brauchen, ist nicht nur materielle Hilfe. Wir brauchen Christen, die sich uns wirklich verbunden fühlen“, sagte er und fügte schnell noch hinzu, dass dies aber nicht

heißt, dass Europa einfach nur seine Türen öffnen solle für die Flüchtlinge aus dem Nahen Osten. „Dann blutet unsere Region nur noch mehr aus“, sagte er und setzte sich wieder.

Tagungen zum Ost-West-Dialog, wie die jüngste der Gemeinschaft der Evangelischen Kirchen im Nahen Osten (Fellowship of The Middle East Evangelical Churches, FMEEC) hat es schon viele gegeben. Und in der Regel werden die Chancen und Probleme desselben sachlich analysiert und diplomatisch klug präsentiert. Die scharfen Worte aber, mit denen nahöstliche Christen ihre westlichen Partner jetzt öffentlich kritisieren, sind neu. Sie sind Ausdruck ihrer Enttäuschung und Frustration über das in ihren Augen zögerliche Handeln der Kirchen im Westen. „Politiker und Kirchen im Westen reden immer nur davon, wie besorgt sie seien über das, was im Nahen Osten geschieht. Wir können aber nicht erkennen, dass sie wirklich tätig werden“, sagte auch Munib Younan, der Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land, sowie Präsident des Lutherischen Weltbundes. „Wir erwarten von unseren Partnern weltweit, dass sie als Brüder und Schwestern an unserer Seite stehen“, sagte Younan.

Was aber heißt das genau? Darüber haben sich die Verantwortlichen in der kirchlichen Nahostarbeit in Deutschland schon oft den Kopf zerbrochen. Uwe Gräbe, Nahostverbindungsreferent in der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS) und EVS-Geschäftsführer, sprach dies auch offen bei der Konferenz in Bei-

rut an. Er verwies auf den sogenannten Urgent Appeal, in dem die evangelischen Kirchen in Syrien und im Libanon vor zweieinhalb Jahren den Notstand ausgerufen und ihre Partner in der ganzen Welt um Hilfe gebeten hatten. „Wir haben immer wieder nachgefragt, was genau wir denn tun sollen, ob wir mehr Flüchtlinge aufnehmen sollen, uns für eine Militärintervention einsetzen sollen, ob es eine Schutzzone für Christen braucht oder wie wir denn sonst helfen können. Wir haben aber keine klaren Antworten bekommen“, sagte er.

Allein diese Feststellung kann viele Kirchenvertreter im Nahen Osten mittlerweile in Rage bringen. Wer ihnen von Deutschland aus vorwerfe, dass sie nicht in der Lage seien, mit einer Stimme zu sprechen, messe mit zweierlei Maß. In deutschen Kirchen herrsche auch nicht immer Einmütigkeit, war in einer Kaffee-

runde zu hören. Im Nahen Osten seien die Kirchen in ihrer Existenz bedroht. Man solle doch bitte nicht die Schuld bei den Opfern suchen.

Angesichts der vielen Missverständnisse und Frustrationen ist es wichtiger denn je, sich der Tradition des Brückenbaus zu erinnern. „Der Brückenbau bringt erst dann Früchte, wenn jemand bereit ist, über die Brücke auf die andere Seite zu gehen“, sagte Paul Haidostian, der Präsident der Evangelisch-Armenischen Haigazian Universität in Beirut. Auch im übertragenen Sinne bräuchten Brücken ein solides Fundament und auf beiden Seiten starke Pfeiler, wenn sie tragfähig sein sollen. „Partnerschaft bedeutet, sich in die Schuhe des anderen zu begeben. Wenn wir dazu nicht bereit sind, funktioniert sie nicht.“

Katja Dorothea Buck



Foto: Katja Buck

Nahöstliche und westliche Kirchenvertreter im nicht ganz einfachen Gespräch



Ahmad Mansour
Generation Allah

Warum wir im
Kampf gegen religiö-
sen Extremismus
umdenken müssen

S. Fischer Verlag
Frankfurt 2015
272 Seiten, 19,99 Euro

Masterplan gegen Radikalisierung

Es ist nicht weniger als ein deutschlandweiter Masterplan zur Prävention von Radikalisierungen unter jungen Muslimen, welchen Mansour hier fordert. Ein solcher Masterplan müsse den bestehenden Flickenteppich unzähliger gut gemeinter, aber zu kurzfristig gedachter, nicht ausreichend evaluierter und daher zumeist ineffizienter Maßnahmen ablösen, findet der Autor, der aus einer nicht-religiösen arabisch-israelischen Familie stammt und als Jugendlicher selbst beinahe zum Islamisten geworden wäre.

Man mag darüber streiten, ob Mansours Analyse einer bereits flächendeckend entstandenen „Generation Allah“ unter den Kindern und Enkeln aus muslimischen Einwandererfamilien tatsächlich so korrekt ist. Gewiss wäre es hilfreich, wenn Mansour die zahlreichen und zweifellos erschreckenden Fallstudien aus seiner Praxis als Psychologe und Sozialarbeiter in Berlin mit soliden Statistiken und demografischen Erhebungen untermauern würde. Anderenfalls besteht nämlich die Gefahr, dass die beschriebenen Einzelfälle zur ideologischen Aufmunitionierung von gesellschaftlichen Kräften missbraucht werden, deren Beifall sich Mansour ausdrücklich nicht wünscht.

Dennoch ist das Buch ein nachdenkenswertes Appell, einmal einen Schritt zurückzutreten und zu reflektieren, ob die eine oder andere vielleicht aus politischem Aktionismus entstandene Maßnahme zum Umgang mit Islamisierungstendenzen tatsächlich zielführend ist, oder ob nicht viel weitreichendere Schritte möglich und notwendig wären, um mit einem Phänomen umzugehen, dessen Existenz sich (ungeachtet seines Ausmaßes) nicht mehr verleugnen lässt.

Uwe Gräbe

Hans-Joachim Löwer
**Mit Feuer und Schwert
– Wie Christen im
Nahen Osten verfolgt
werden**

Styria Premium
Wien 2016
256 Seiten, 24,90 Euro



Fahrlässige Verallgemeinerung

Lange war das Thema Christen im Nahen Osten für den deutschen Büchermarkt unterinteressant. Doch mit der Anzahl der Anschläge auf Christen, Kirchen und Klöster steigt plötzlich die Zahl der Neuerscheinungen zu diesem Thema. Das ist grundsätzlich zu begrüßen. Die Art und Weise, wie oftmals über Christenverfolgung berichtet wird, macht aber nachdenklich. Hans-Joachim Löwers Reportage „Mit Feuer und Schwert“ ist ein Beispiel dafür. Drei Monate ist Löwer für sein Buch durch sechs krisengeschüttelte Länder – Ägypten, Irak, Syrien, Türkei, Libanon und die Palästinensischen Gebiete – gereist und hat 30 Kapitel, sprich 30 Geschichten von ver-

folgten Christen, zusammengetragen. Für jedes Land hatte er im Durchschnitt zwei Wochen Zeit, für jede Geschichte wenige Tage. Allein das sollte stutzig machen. Zumal Löwer damit wirbt, nur mit Menschen vor Ort und nicht mit Journalisten, Politikern oder professionellen Sprechern von Parteien, Kirchen oder Organisationen gesprochen zu haben. Das soll Authentizität suggerieren. Bei einigen der interviewten Personen wie der konvertierten Tochter eines schiitischen Scheichs etwa oder dem entführten und gefolterten irakischen Priester dürfen aber Zweifel berechtigt sein, dass sie ihre Geschichte hier zum allerersten Mal erzählen.

Damit soll keineswegs die Integrität der Interviewten infrage gestellt werden. Vielmehr legt es die Frage nahe, was Löwer mit seinem Buch intendiert. Indem er sich nur auf verfolgte Christen konzentriert, verfolgte Jesiden, Drusen, Alewiten, Schiiten oder auch verfolgte Sunniten (ja, die gibt es!) aber außen vorlässt, gleitet das Ganze schnell in das wenig hilfreiche Deutungsmuster „böser Islam – gutes Christentum“ ab. Die im Buch vorkommenden Muslime bekommen bis auf wenige Ausnahmen die Attribute rachsüchtig, heuchlerisch oder gewalttätig zugeschrieben, während die Christen vor allem als leidensfähig, grenzenlos nächstenliebend und zu allen Opfern bereit dargestellt werden. Für die vorgestellten Einzelfälle mag das stimmen, in der Gesamtschau wird es aber schwierig, weil sie eine Verallgemeinerung nahelegt, die als grob fahrlässig bezeichnet werden muss.

Wer nur das Leid der Christen in den Blick nimmt, wird der ethnischen, kulturellen und religiösen Vielfalt, die den Nahen Osten über Jahrhunderte ausgemacht hat, nicht gerecht. Die Christen in

der Region waren immer Teil eines einzigartigen Mosaiks, das jetzt für immer zu verschwinden droht. Es geht nicht um Islam versus Christentum, sondern um Fundamentalismus versus Toleranz, ein Spannungsfeld, das keineswegs nur den Nahen Osten betrifft. Wenn erfahrene Journalisten wie Hans-Joachim Löwer dies bei ihren Reportagen im Blick behalten würden, wären ihre Bücher hilfreich.

Katja Dorothea Buck

Kristin Helberg

Verzerrte Sichtweisen – Syrer bei uns

Von Ängsten, Missverständnissen und einem veränderten Land

Verlag Herder 2016

272 Seiten, 24,99 Euro



Wie Deutsche und Syrer ticken

Kristin Helberg gilt zu Recht als eine der besten Syrien-Kennerinnen hierzulande. Sie hat selbst einige Jahre in Damaskus gelebt und ist mit einem Syrer verheiratet. In „Verzerrte Sichtweisen“ versucht sie den Deutschen Syrien und die Syrer zu erklären und umgekehrt. Das ist angesichts der mehr als einer halben Million Syrerinnen und Syrer, die in den letzten zwei Jahren Schutz in Deutschland gesucht haben und nun in die Gesellschaft integriert werden sollen, dringend nötig.

Helberg, die sich „als gebürtige Deutsche und Wahl-Syrerin“ bezeichnet, kann anhand vieler Episoden trefflich erklären, was vielen Syrerinnen und Syrern in Deutschland schwerfällt, was sie an der deutschen Gesellschaft schockiert und

warum sie manche Dinge falsch interpretieren. Anhand ihrer eigenen Erfahrungen in Syrien und als Mitglied einer syrischen Großfamilie kann sie Unterschiede in den Umgangsformen, in der Kindererziehung und im Geschlechterverhältnis anschaulich erklären. Es zeichnet die Autorin aus, dass sie sich nicht auf einen kulturellrelativistisch neutralen Standpunkt zurückzieht, sondern auch immer wieder selbst Position bezieht.

Das tut sie vor allem beim Thema Frauenrechte. Deutlich prangert sie das patriarchale, arabische Gesellschaftssystem an, das den Männern ein bequemerer Leben auf Kosten der Frauen ermöglicht. Dass sie im gleichen Atemzug die Abgründe des offenen und versteckten Sexismus in der deutschen Gesellschaft benennt, zeugt von interkultureller Sensibilität, die man vielleicht nur dann erlangen kann, wenn man beide Kulturen und Gesellschaften von innen kennt und sich als Teil von beiden begreift.

Kristin Helberg gelingt es, Syrer und Deutsche als Menschen zu beschreiben, die ihre eigenen Prägungen, Gepflogenheiten und Sichtweisen haben. „Verzerrte Sichtweisen“ sollte zur Pflichtlektüre für Politiker erklärt werden, die sich mit Asylrecht und Integrationsfragen beschäftigen. Ehrenamtliche in der Flüchtlingsarbeit können viel Nutzen aus dem Buch ziehen. Und allen anderen, die gerne gut geschriebene Bücher über interkulturelle Themen lesen, sei es ebenfalls empfohlen. Schön wäre nun noch, der Herder-Verlag würde das Buch ins Arabische übersetzen lassen. Den hier lebenden Syrerinnen und Syrer würde es sicher bei der Integration helfen.

Katja Dorothea Buck

BRIEFE AN DIE REDAKTION

Der Kontakt zu unseren Leserinnen und Lesern ist für uns sehr wertvoll. Wir freuen uns über jede Rückmeldung, auch wenn sie kritisch ausfällt oder eine andere Meinung als die der Redaktion widerspiegelt. Aus Platzgründen müssen wir uns Kürzungen vorbehalten.

Zu Schneller-Magazin 4-2016

Vielen herzlichen Dank für die Weiterleitung der eindrucksvollen Artikel und Reflexionen. Es ist wertvoll zu lesen. Ich werde gerne Teile ins Ungarische übersetzen, und auf unserer Webseite veröffentlichen, damit auch unsere Kirchenmitglieder „sensibilisiert“ sind und glaubwürdige Informationen und Eindrücke aus dem Nahen Osten sammeln können, aus erster Hand.

Pfarrer Balázs Ódor, Ökumene-Referent der Reformierten Kirche in Ungarn, Budapest

Wie Sie wissen, bin ich seit Jahren mit der/ dem EMS und dem EVS verbunden. Auf einer Gemeindereise hatte ich in den 1990er Jahren die Schneller-Schule in Amman besucht, während meines Studienaufenthaltes in Beirut an der NEST 2005 die Schneller-Schule in der libanesischen Bekaa-Ebene. Diese Verbindung möchte ich auch über meine Pensionierung als Wiesbadener Ökumene-Pfarrer hinaus behalten. Gerne lese ich nach wie vor das Schneller-Magazin. Sehr eindrücklich sind die Texte zum Weihnachtsfest 2016 aus dem Nahen Osten. Zum Glück ohne platte Moral. Freilich frage ich mich, wie ich der Weihnachtsfreude angesichts des Grauens Raum geben kann. Talar Marashlian aus Aleppo versucht einen Weg zu weisen.

Tapfer! Hilfreich ist auch die Gegenüberstellung von Angst und Freude in der Weihnachtspredigt Munther Isaacs aus Bethlehem. Vielen Dank für die Zusammenstellung.

Pfarrer i.R. Klaus Endter, Wiesbaden

Ich habe mir das neue Heft der Schneller-Schulen durchgelesen. Ich finde, es sticht unter den vielen Veröffentlichungen, die im Pfarramt ankommen, heraus, da es so viele Hintergrundinformationen und ansprechende, überraschende theologische Einsichten bietet.

Pfarrer Florian Link, Bad Cannstatt

131. Jahrgang, Heft 1 März 2017

Herausgeber: Evangelischer Verein für die Schneller-Schulen e.V. (EVS) in der Evangelischen Mission in Solidarität e.V. (EMS)

Redaktion: Katja Dorothea Buck (verantwortlich), Dr. Uwe Gräbe

Fotos: Titel: EMS/Buck //
Rückseite: EMS/Buck

Anschrift: Vogelsangstraße 62
70197 Stuttgart

Tel.: 0711 636 78 -39

Fax: 0711 636 78 -45

E-Mail: evs@ems-online.org

www.evs-online.org

Sitz des Vereins: Stuttgart

Gestaltung: B|FACTOR GmbH

Druck: Buch- und Offsetdruckerei

Paul Schürle GmbH & Co KG, Plieningen

Auflage: 14.700

Kontaktadresse Schweizer Verein für die Schneller-Schulen im Nahen

Osten (SVS): Pfr. Ursus Waldmeier,

Rüt mattstrasse 13, CH-5004 Aarau

PC-Konto: 40-11277-8

IBAN: CH05 8148 8000 0046 6023 2

info@schnellerschulen.org

www.schnellerschulen.org

Das Schneller-Magazin erscheint vier Mal jährlich. Der Bezugspreis ist sowohl im EVS-Mitgliedsbeitrag als auch im SVS-Jahresbeitrag enthalten.



Verstorbene

Aus dem Kreis der Freundinnen und Freunde der Arbeit des Evangelischen Vereins für die Schneller-Schulen (EVS) wurde in die Ewigkeit abberufen:

Marion Krauß, Fellbach

Das Schneller-Magazin gibt es auch auf Englisch und kann im Internet auf

www.ems-online.org/en/schneller-magazine

SCHNELLER

Der Evangelische Verein für die Schneller-Schulen (EVS) ist Mitglied in der Evangelischen Mission in Solidarität e.V. (EMS)

Vogelsangstr. 62 | 70197 Stuttgart
Tel.: 0711 636 78 -39
Fax: 0711 636 78 -45
E-Mail: evs@ems-online.org



Evangelische Mission
in Solidarität

Spenden für den EVS:

Evangelische Bank eG
IBAN: DE59 5206 0410 0000 4074 10
BIC: GENODEF1EK1


Zustiftungen für die Schneller-Stiftung:

Evangelische Bank eG
IBAN: DE09 5206 0410 0000 4074 37
BIC: GENODEF1EK1



Die Schneller-Schulen sind auf Ihre Spende angewiesen.

Wir freuen uns, wenn Sie die Arbeit der Schneller-Schulen unterstützen.

Besuchen Sie uns im Internet
www.evs-online.org 

Gott spricht: Ich schenke euch ein neues Herz und lege einen neuen Geist in euch.

Hes. 36,26



**EVS Evangelischer Verein
für die Schneller Schulen**